

Mein Jahr

Artur Becker

CZTERDZIESTOLATEK. MEIN JAHR 2008

1

Eine meiner Lieblingsfernsehserien ist der Film *Czterdziestolatek*, der in meinem sozialistischen Polen der siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts außerordentlich populär war. Die Zeile »Czterdzieści lat minęło jak jeden dzień« (»Vierzig Jahre sind vergangen wie ein Tag«) aus dem Titelsong, der immer im Vorspann erklang, wird in Polen bis heute fröhlich zitiert oder gesummt, meist von Vierzigjährigen, die den Glauben an eine erfüllte und glückliche Existenz auf Erden noch nicht verloren haben. Und nun Folgendes: Es gibt in meinem Leben zwei runde Geburtstage, die dermaßen unterschiedlich ausgefallen sind, dass ich mich bis heute frage, wer ich denn nun eigentlich bin: ein Verlorener oder ein Suchender, sprich: ein Narr oder ein Priester?

Als ich 1998 in Krakau, wo ich für ein halbes Jahr in der Villa Decius in »Wola Justowska« wohnte und arbeitete, meinen Dreißigsten im Café »Europejska« am »Stary Rynek« feierte – und zwar zusammen mit dem Frankfurter Dichter und Exoten Gerald Zschorsch, meinem einzigen Gratulanten –, wollte ich mich umbringen. Natürlich fehlte mir dazu der Mut eines Desperados, aber ich saß in diesem exklusiven Café wie in einem Kellerloch und fühlte mich so elend, dass mein Geburtstagsgast nur noch handeln konnte. Er sagte: »Artur, nun sei doch ein Mann und löse dich von deiner Schmalbrüstigkeit!« Ich wollte nicht begreifen, dass auch ich eines Tages ein dem Tod geweihter Greis werden würde, und Ingeborg Bachmanns Erzählung *Das dreißigste Jahr* und die darin beschriebenen Geburtswehen eines ins erwachsene Leben tretenden Menschen machten mich nicht gesund, sondern noch kränker. Diese Erzählung hat mit fiktionaler Literatur nichts zu tun, dachte ich damals, es geht hier tatsächlich um die bittere Wahrheit: dass du weiterhin ein Kind sein willst!, obwohl du längst keines mehr bist, dachte ich zum Schluss. Zehn Jahre später, also im Mai 2008, feierte ich in Bremen mit zahlreichen Gästen meinen Vierzigsten. Ich musste natürlich die ganze Zeit daran denken, wie ich dreißig geworden war und wie mich in Krakau die Idee des Selbstmordes brutal gepackt hatte, und ich war froh, dass ich in jener für mich schwierigen Lebensphase meine eigene Idiotie hatte überwinden können. Immerhin hatte ich ja im dreißigsten Jahr beschlossen, weiterzuleben und vor allen Dingen weiterzuschreiben – das ist heute mein Trost. Wir feierten also den »Czterdziestolatek« am 10. Mai 2008 in meinem geliebten Café Grün, in dem ich in den Neunzigern als junger Autor meine ersten Schritte gemacht hatte: Dort in diesem Café habe ich unzählige Lesungen absolviert, meist zusammen mit anderen unbekanntem Autoren und meist vor einem kleinen Publikum. Und die Bremer Literaturzeitschrift *СТІНТ* druckte fleißig und regelmäßig meine Gedichte und Prosastücke, die mein erster Lektor und Mentor Bernd Gosau auswählte und für den Druck redigierte: Schöne Zeiten waren das!

Mein Vierzigster wurde als ein dionysisches Trinkgelage großartig gefeiert – ja, das stimmt wirklich; ich war mit dem Cafésbesitzer Hermann Stuzmann, einem 68er-Veteranen und bildenden Künstler, so verabredet, dass er mir kurz Bescheid sagen wollte – möglichst unauffällig –, wenn meine Gäste fünfhundert Euro würden vertrunken haben. Er beruhigte mich, fünfhundert Euro würden normalerweise völlig reichen – für solch eine Party –, doch bereits um halb zehn hatten meine Partygäste, erfahrene Kampftrinker, die Grenze ins Nirwana überschritten: Das Geld war weg, und ich legte die nächsten fünfhundert Euro auf die Theke. Ich wurde also vierzig und war glücklich und fragte mich gleichzeitig, wer denn ich nun sei: der zwölfjährige Schüler der Wanda-Wasilewska-Schule aus Bartoszyce? Oder der dreißigjährige Kamikaze aus dem Café »Europejska«? Oder eher der »Czterdziestolatek« aus der berühmten sozialistischen Fernsehserie? Dieser naive, tollpatschige und sympathische Kerl, der sich in der Rolle eines Weltverbessers am wohlsten fühlt? Der gute Dorftrottel sozusagen, der niemandem schaden kann und dennoch für eine unaufhörliche und stets willkommene Unterhaltung sorgt?

Ich erinnerte mich plötzlich in jener Bremer Geburtstagsnacht im warmen Mai an ein wunderbares Gespräch zwischen Miłosz und Gombrowicz. Der kalifornische Emigrant besuchte einmal seinen Erzfeind im französischen Vence, wohin sich Gombrowicz wegen seiner Asthmaanfalle zurückgezogen hatte. Dort in Vence, bei einem Spaziergang, fragte Czesław seinen Erzfeind Witold, ob er denn ein Kind sei. Und Witold antwortete, ja, er sei ein Kind, und Czesław bestätigte ihm, ja, auch er sei ein Kind.

Als ich die Geburtswehen meines Dreißigsten überstanden hatte, nahm ich mir vor, spätestens im Jahre 2008 ein erwachsener Mensch zu werden: ein erfolgreicher Autor, ein guter Ehemann, Liebhaber, Vater, Freund und Berater. Im Café Grün, auf meiner Geburtstagsfeier, erinnerte ich mich nach dem fünften oder zehnten Wodka an dieses erhabene Ziel, das ich mir einmal gesteckt hatte. Doch Pustekuchen! Ich verstand plötzlich, warum Witold und Czesław sich fröhlich erzählten, sie seien wie Kinder. Die Naivität also, dachte ich, sie ist die einzige und wahre Göttin unserer Kreativität: Wenn man sie verliert, wird man zum blinden und unbelehrbaren Tyrannen wie der Greis und Bibliothekar Jorge von Burgos aus dem berühmtesten Roman Umberto Ecos. Was war also die größte Waffe, die die Inquisition und der Bibliothekar Jorge von Burgos fürchteten? Man muss sagen: nicht die Texte von Aristoteles oder Origenes, nicht der im Mittelalter aufkeimende Geist der Renaissance, die Kraft der Kunst, der Wissenschaft und des logischen Denkens. Sie fürchteten am meisten von allen Dingen das Lachen, das Lachen über sie selbst und vor allem, wenn einer es schaffte, über sein eigenes Ego zu lachen: Sie fürchteten das Kind, das in ihnen einmal gewohnt hatte. Und ich sagte mir noch in derselben Nacht, in der ich meinen Vierzigsten feierte: Du Dummkopf, du hast bis jetzt nur aus deinen Fehlern gelernt, versuche also nicht, mit einem Heiligenschein die Menschheit zu bezirzen – sie wird dir sowieso nicht glauben. Zum Schluss bist du genauso ein Kind wie Gombrowicz oder Miłosz und sei froh, dass es so ist.

Im Januar dieses für mich ereignisreichen Jahres gab ich in Frankfurt am Main meinen neuen Roman *Wodka und Messer. Lied vom Ertrinken* zum Lektorieren und Redigieren ab. Nachdem mir Hoffmann und Campe die Zusammenarbeit im Frühjahr 2007 mehr oder weniger gekündigt hatte, fühlte ich mich von der Last und Pflicht, ein durchschnittlicher Bestsellerautor werden zu müssen, befreit, und ich war auch deshalb erleichtert, weil ich nun neue Wege gehen konnte. Ich wusste natürlich, dass auch mein neuer Verlag, zumal er erst vor Kurzem von Rainer Weiss und Anya Schutzbach gegründet worden war, erfolgreich werden musste, nicht nur was das Merkantile anging, doch ich machte mir keine Sorgen mehr – schließlich hatte ich noch andere Probleme: Die Hälfte meines Lebens schien spurlos verschwunden zu sein, und ich konnte davon nur noch in meinen Büchern erzählen. Mein Sohn trat in das kosmische Zeitalter der Pubertät ein und erzählte mir fast jeden Tag, ich solle ihn in Ruhe lassen und gefälligst endlich nun doch einen Bestseller schreiben, anstatt zu jammern, wie schlecht es mir in letzter Zeit gehe. Zu meiner Frau sagte ich einmal, und zwar auf einer anderen Party in Bremen und in meinem schon vielen Freunden bekannten alkoholisierten Übermut, na, das Gold fange an zu rosten, womit ich Magdalenas Schönheit meinte. Und der Roman *Wodka und Messer. Lied vom Ertrinken* hat mich an solche Ufer getrieben, an denen der Literaturbetrieb aufhörte zu existieren. Durch mein neues Buch hatte ich endlich den Beweis dafür, dass das Leben wirklich unberechenbar sein kann. Ertrunkene aus meiner Kindheit, ja das ganze ertrunkene Polen eines Emigranten lebten und starben in mir weiter: Was sollten mich da noch die Literaturkritik, die Verlage oder ein möglicher Misserfolg oder gar ein großer Durchbruch interessieren? Hundertmal wichtiger sind die zwei oder drei Leser, die wissen, wovon die Rede ist, wenn ein Autor nichts mehr zu verlieren hat. Viel wichtiger sind die golden vor sich hin rostenden Tage mit Magdalena und ihrer für mich allgegenwärtigen polnischen Schönheit und Weiblichkeit, die ich, ohne Umschweife gesagt, bei ihren germanischen Schwestern, in die ich mich in einem Zug von Verden nach Frankfurt oder in einem Café in Berlin für zwei Minuten ab und zu verliebe, nur selten wiederfinden kann. Mit diesem Bewusstsein, dass im Grunde genommen nichts wichtig ist, ging ich durch das Jahr 2008 frohen Mutes und lachte überall dort, wo das Lachen vermisst wurde.

Im Frühling waren die Lektoratsarbeiten an *Wodka und Messer. Lied vom Ertrinken* längst abgeschlossen, und ich bekam zu meinem Geburtstag im Café Grün mein persönliches Leseexemplar geschenkt, und zwar aus den Händen der frischgebackenen Frankfurter Verleger Rainer Weiss und Anya Schutzbach – Anyas blau leuchtende Augen, die an jenem Tag sehr glücklich waren, werde ich nie vergessen. Allein durch Anya Schutzbachs Freude wurde für mich mein Roman, unser erstes gemeinsames »weissbook«, zum großen Erfolg, und ich dachte mir, tja, wozu noch den ganzen Stoff veröffentlichen? Und einmal sagte ich zu Rainer Weiss, meinem verehrten Verleger und Lektor, »... hm, weißt du, am liebsten würde ich das Buch nicht publizieren ...«, denn ich erinnerte mich schon wieder an den listigen Miłosz, der in einem von mir ins Deutsche übersetzten Gedicht aus *Na brzegu rzeki* (»Am Ufer des Flusses«) beklagte, dass nach der Veröffentlichung eines Textes das Ungewöhnliche zum Gewöhnlichen werde. Er hat völlig Recht, der gute alte Miłosz, der eigentlich nie ein »Wieszc«, ein großer National-

dichter Polens, werden wollte – der er aber nach seinem Tode dennoch geworden ist. Und heute möchte ich bezweifeln, ob er uns in seinen Texten wirklich die *ganze* Wahrheit über sich und sein Werk sagte und verriet. Wahrscheinlich nicht. Die Sehnsucht eines emigrierten Dichters nach Anerkennung durch seine eigenen Landsleute ist so groß, dass er in seiner Verbitterung und Vereinsamung von einer Selbsttäuschung zur nächsten jagt. Immerhin wird Miłosz seit seinem Tod von manchen Polen heftig kritisiert, vor allem von solchen Polen, denen Miłosz' Aversion gegen die folkloristisch gefärbte Vorstellung, die seine Landsleute vom Katholizismus und Vaterland hatten, doch zu weit gegangen ist.

Ich wollte – und das ist mittlerweile bekannt – auch ein großer polnischer Dichter werden: ein Dichter polnischer Zunge. Und wenn es wirklich Reinkarnationen und die Karma-Gesetze geben sollte (liebe Christen, auch in eurem Sonnensystem!), dann werde ich schon eines Tages erfahren – spätestens im Jenseits –, warum ich kein »Wieszc« werden durfte, ja, warum meine Bestimmung war, Joseph Conrads und Stanisław Przybyszewskis Siebenmeilenstiefel anzuziehen. Was für ein makabres Spiel – dieser Sprachwechsel, dachte ich mir oft, vor allen Dingen nach dem fünften oder zehnten Wodka; wer hat sich solche Spiele ausgedacht? Denn als Dichter sollte man seine Sprache, in der man geboren wurde, wie einen kostbaren Schatz behandeln. Ich dagegen – ich stürzte mich auf die Deutschen, weil ich als Autor überleben musste, weil meine Jugendgedichte in Polen in den Archiven der Bibliotheken verschwunden waren und ich in erster Linie damit beschäftigt war, das Geheimnis der deutschen Zunge zu ergründen. Ich darf darüber nicht mehr nachdenken, was und wer ich geworden bin: Ich muss es akzeptieren, und bestimmte Entscheidungen lassen sich eben nicht mehr rückgängig machen. Aber das Jahr 2008 wehrte sich vor den Depressionen eines unheilbar kranken Emigranten und belohnte mich für mein schelmisches Lächeln. Immerhin sagte ich mir: »Pieprzyć to wszystko«, ist doch letztendlich egal, in welcher Sprache du schreibst – vergiss bloß nicht, deine Hausaufgaben zu erledigen. Du hast nämlich andere Hausaufgaben, du darfst nichts vergessen, die Vergangenheit darfst du nicht ruhen lassen, in gewisser Hinsicht bist du ein Russe, wie er von Tschchow erklärt wird: Der Russe liebe und bewundere die Vergangenheit, die Gegenwart hasse er, und vor der Zukunft habe er Angst. Wie schön, dass es diese Tschchows und Gombrowiczs gibt, die von Zeit zu Zeit den Dostojewskijs und Miłoszs, diesen sich über ihre Prophetenrolle beklagenden Propheten, die Nase polieren. Mit anderen Worten, 2008 lernte ich meine Behinderung zu akzeptieren. Vielleicht bin ich deshalb von Zwillingbrüdern, in deren Bäuchen eine zweite Seele wohnt, so fasziniert. Im nächsten Roman werde ich von dem Buckligen Norbert erzählen, der zwölf Finger und Zehen hat – ich weiß, es ist nichts Neues, ich habe nichts Neues erfunden, aber es ist mein Weg, und diesen muss ich bis zum Schluss gehen, und Sackgassen sind gar nicht so schlimm: In einer Sackgasse weiß man wenigstens, dass es Endgültigkeiten wirklich gibt.

3

Im Sommer fuhr ich mit Magdalena und Philip, unserem vierzehnjährigen Sohn und Computerspezialisten, nach Masuren. Wie immer machten wir einen Zwischenstopp in

Poznań, wo meine Frau geboren wurde und bis zu ihrem einundzwanzigsten Lebensjahr gelebt und studiert hat. Ich liebe diese Stadt, Poznań ist meine Kindheit, meine Liebe, meine Hoffnung – schon immer gewesen. Manche Leute wundern sich über diese meine Liebe; in Polen gebe es doch viel angenehmere und schönere Orte als Poznań, sagen sie. Ja, ich habe nichts gegen die Gdańsker und Krakauer und Warschauer, aber im Sozialismus war Poznań für mich, den Barbaren aus Masuren, die Großstadt gewesen, die ich am intensivsten erlebt habe. In dieser Stadt können die Steine und Straßen sprechen, ich weiß, wo ich Magdalena das erste Mal geliebt habe, ich weiß, wie das Hotelzimmer riecht, in dem wir uns einmal getroffen haben, ich kenne die Geschichte dieser Stadt, die schwierige Geschichte der Aufstände, und ich liebe die Anekdoten, die mir mein Schwiegervater erzählt hat und immer noch zum Besten gibt. »Wojtek«, sagte einmal seine Mutter. »Geh doch bitte in die Stadt! Schau doch mal, was da los ist! Angeblich schießen sie auf Kinder und Arbeiter und Studenten, und die Studenten zünden Straßenbahnwagen an und skandieren: weg mit dem Kommunismus!« Magdalenas Großvater, ein klassischer Linker und Kommunist, der vor dem Zweiten Weltkrieg seine politische Karriere bei der sozialistischen Partei PPS begonnen hatte, tat an diesen heißen Junitagen von 1956 so, als wäre er taub und blind. Er schrieb seine pädagogischen Artikel und Aufsätze für angehende Lehrer seelenruhig weiter, während sein Sohn Wojtek, von der Mutter in die Stadt losgeschickt, bei den Straßenkämpfen nur mit großem Glück ungeschoren davonkam. Einige seiner Bekannten hatten nicht so viel Glück.

Eine Digression nach der anderen, das ist der Motor meines Erzählens: In Masuren, an den abendlichen Lagerfeuern des Dadajesees, wurde mir dann klar, dass ich mein Polen das letzte Mal als der unbekannte Tourist aus dem Westen besuche. Mein Kollege Dariusz Muszer hat *Kino Muza*, einen Roman von mir aus dem Jahre 2003, ins Polnische übersetzt. O Gott! Wie viele intensive Stunden haben wir am Telefon zusammen verbracht, Schnaps trinkend und über diese Übersetzung redend! Es ist schade, dass kein einziges Gespräch vom Geheimdienst aufgenommen wurde – für die Slawisten in Deutschland und für die Germanisten in Polen; für unsere Freunde und Feinde wären diese Telefongespräche ein gefundenes Fressen. In diesem Jahr haben wir uns auch sehr viel mit den Ideen der Romantik und des Messianismus beschäftigt. Wir waren uns darin einig, dass der neue amerikanische Präsident Barack Obama eine romantische Gestalt ist, die sich Lord Byron nicht besser hätte ausdenken können. Kehrt die Epoche der Romantik zurück, weil wir wieder Hoffnung und Wunder brauchen? Hat der Positivismus, so sehr gescholten von Mickiewicz, Stowacki und Norwid, wieder einmal ausgedient?, fragten wir uns. Hat sich Stanisław Brzozowski geirrt – dieser geniale und in Polen nach wie vor unterschätzte Philosoph und Schriftsteller, dem Miłosz mit seinem Buch *Człowiek wśród skorpionów* (»Ein Mensch unter den Skorpionen«) ein Denkmal gesetzt hat? Brzozowski hat Sienkiewicz und Reymont umgebracht, jede Art von folkloristischem Patriotismus war ihm ein Dorn im Auge, und der polnische Altar mit einer Flasche Wodka, der Heiligen Maria und dem weißen und silbern gekrönten Adler wurde von ihm gehasst und zig mal beerdigt. Friedrich Nietzsche hat er sich als einen Verbündeten gesucht, um die Krise der Werte, die die Menschheit am Ende des 19. Jahrhunderts heimgesucht hat, besser zu verstehen. Leszek Kołakowski fand dann später wunderbare Lösungen und Beschreibungen für diese Transformation der Werte in Europa.

Er sagt nun, ja, die eschatologischen Probleme seien eine philosophische Angelegenheit geworden, der säkularisierte Mensch könne in der Kirche für seine existenziellen, eschatologischen und ethischen Fragen keine für ihn zufriedenstellenden Antworten und Lösungen mehr finden. Dass der Ersatz für die christliche Religion, nämlich der Marxismus, kläglich gescheitert ist, muss man Kołakowski, einem seiner feinfühligsten Kritiker und Kenner, nicht erklären. Aber wer weiß, vielleicht wird der Marxismus eines Tages wiederkommen, dann hoffentlich in einer anderen Form, die den Menschen nicht mehr zum Sklaven einer Ideologie machen wird.

4

Ich verliere ständig den Faden. Es muss so vieles noch erklärt, benannt, erzählt und beschrieben werden. Ich kämpfe jetzt schon, obwohl ich erst vierzig bin, jeden Tag gegen den Tod, weil ich Angst habe, ob ich wirklich alles, was ich mir vorgenommen habe, schaffen werde. Es müssen noch so viele Bücher geschrieben werden: über meine Kindheit, über die polnische Emigration in Deutschland, England und Amerika. Ich habe keine bösen Vorahnungen, was meine Gesundheit angeht. Klar, ich trinke zu viel, ich sollte aufhören zu rauchen, und ich schlafe wenig. Nachts wache ich oft auf und will meine Koffer packen und nach Polen fahren. Das Gefühl, ein falsches, nein, ein gefälschtes Leben zu leben, werde ich wahrscheinlich nie los. Und mein Trost ist, dass ich in einem anderen Leben – wäre ich zum Beispiel 1985 in Polen geblieben, also aus meiner Heimat nicht ausgereist – sehr wahrscheinlich auch den Eindruck haben würde, ich sei eigentlich jemand anders. Es ist nur seltsam, dass es mir dennoch großen Spaß macht, diese mir fremd vorkommende Bühne, die angeblich mein Eigentum ist, zu betreten; und ich verhalte mich bei diesen täglichen Auftritten so, als wäre ich ein Masochist.

Der Sommerurlaub in Masuren ist mittlerweile ein Ritual in unserer Familie geworden: Mein Sohn sagt immer, dass er sich am italienischen Strand mörderisch langweilen würde, in den zwei Wochen, wenn wir zusammen verreisen. Stattdessen kann er auf der Dadajinsel jeden Abend Lagerfeuer machen und mit meinem besten polnischen Freund Robert M., einem Geschäftsmann aus Łódź, über alte Computersprachen debattieren – auf Polnisch natürlich. Und er kann angeln gehen und mit Hans K. aus Petershagen, einem Ex-DDRler und Rentner, über den Fall der Mauer und die Wende von 1989 diskutieren – der siebenundsechzigjährige Hans, der seit fast vierzig Jahren Sommer für Sommer auf die Dadajinsel kommt, gibt meinem Sohn einen Geschichtsunterricht, den er an seinem Gymnasium nie erhalten wird.

Ende August fuhr ich dann nach Erlangen, zum Poetenfest, um das erste Mal aus meinem neuen Roman zu lesen, und da erkannte ich schnell, dass es in meinem literarischen Sonnensystem in diesem Jahr zu gründlichen Änderungen kommen würde. Das ist dann auch im späten Herbst eingetreten, mit aller Intensität des poetischen und literaturkritischen Wortes, und obwohl ich mit den unterschiedlichsten Reaktionen auf mein Buch *Wodka und Messer. Lied vom Ertrinken* förmlich überschüttet wurde, verlor ich nicht den Kopf. Viel zu oft bin ich als Autor ins dunkle Tal gegangen, und lange Zeit war kein Licht in Sicht. Und viel zu oft flog ich den Flug des Ikarus und dachte in meiner selbstgefälligen Arroganz und Dummheit, ich sei der Größte: Dabei war ich bloß dumm.

Eine Lesereise führte mich im Oktober nach Krakau. Die Villa Decius feierte ihr zehnjähriges Jubiläum – und zwar im Rahmen ihres Stipendiatenprogramms. Es kamen über achtzig Autoren nach Krakau, unter anderem auch ich – der erste Stipendiat der Villa Decius. Die Autoren Wojciech Stamm und Mariusz Sieniewicz habe ich sofort in mein Herz geschlossen: den Einen wegen seiner Verrücktheit, die ich nur mit Witkacys Talent zur Extravaganz vergleichen kann – den Anderen wegen seiner Herkunft, denn Sieniewicz kommt wie ich aus Masuren. Endlich hatten die ermüdenden Gespräche mit meinen deutschen Schriftstellerkollegen – Gespräche, die sich meistens um Stipendien, Literaturpreise und neue Veröffentlichungen, Agenten und Verlage drehen – ein Ende genommen: Mit Wojciech und Mariusz diskutierte ich nur über Literatur; und über das gefräßige Universum unserer irdischen Existenz; über unsere dem schnellen Tod und Vergessen geweihte Gesellschaft; und über all die nutzlosen Götter, die unsere Kirchen, Ämter und Häuser füllen. Wojtek will den ewigen Narren spielen, dessen wichtige Rolle in der Gesellschaft und Geschichte eines Landes Kołakowski in seinem philosophischen Essayband *Narr und Priester* beschreibt und analysiert. Mariusz scheint mir mehr der Priester zu sein, obwohl er wie viele Polen die Ironie liebend gerne dazu verwendet, um sich rhetorisch von der ermüdenden und überall lauernden Durchschnittlichkeit abzugrenzen. Und wer bin ich nun? Ich glaube in diesem Fall – beides: Narr und Priester. Ich möchte nicht über all die Lesungen, die ich seit Monaten im Dienste meines neuen Buches und Verlages mache, schreiben. Mein Publikum kennt mich mittlerweile ganz gut. Es weiß zumindest, dass ich meinen Lesern und Zuhörern großen Respekt entgegenbringe. Doch eines möchte ich dennoch sagen: Für mich wird mein Leben mehr und mehr zu einem riesigen Abschiedsfest. Und was bleiben wird, sind meine und Eure Bücher. Und das bin ich auch – ein Buch. Ein Wort. Wie jeder andere Mensch, der das Wort liebt.